

Das Scheit

Autor(en): **Maupassant, Guy de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Scheit.

Von Guy de Maupassant.



Die Fenster des kleinen Salons waren mit Vorhängen dicht verhängt; alles atmete einen zarten, wohlriechenden Duft aus. In einem großen Kamin flackerte ein mächtiges Feuer, während eine Lampe, die auf einer Ecke des Kaminschimses stand, auf zwei sich unterhaltende Personen ihr weiches Licht goß, das durch einen mit altertümlichen Spitzen besetzten Schirm gedämpft wurde.

Sie, die Frau des Hauses, war eine alte Dame mit weißen Haaren, aber eine von den anbetungswürdigen Alten, deren runzellose Haut so glatt wie ein feines Papier und mit Wohlgerüchen durchtränkt ist — denn die Dame badet sich seit langer Zeit in feinen Essenzen, welche bis aufs lebende Fleisch durchsickern —, eine Alte, deren Hand beim Kusse jenen leichtsten Wohlgeruch ausströmt, der einem in die Nase dringt, wie wenn man eine Schachtel voll Florentiner Trispulver öffnet.

Er war ein Freund von lange her, der Junggefelle geblieben, ein Freund, der jede Woche einmal auf Besuch kam, ein Gefährte auf der Lebensreise, weiter nichts.

Seit ungefähr einer Minute hatten sie aufgehört zu plaudern, und beide schauten ins Feuer, indem sie über irgend etwas nachsannen, von jenem Schweigen umfungen, wie es solchen Leuten eigen ist, die nicht immer zu reden brauchen, um sich gemächlich beisammen zu fühlen.

Plötzlich brach ein großes Scheit, ein flammender Wurzelstumpf, knisternd zusammen. Es stürzte über den Feuerbock in den Salon hinaus, rollte auf dem Teppich dahin, ringsum Funken ausprühend.

Die alte Dame stieß einen leisen Schrei aus und erhob sich, wie um zu fliehen, während er mit seinen Stiefeln das mächtige Kohlenstück in den Kamin zurückwarf und mit der Sohle die ringsherum zerstreuten Gluten wegschleuerte.

Als das Unheil abgewendet war, blieb ein starker Rauchgeruch zurück. Der Herr nahm wieder seiner Freundin gegenüber Platz, und indem er sie lächelnd betrachtete und dann auf das Scheit hinwies, das nun im Herd weiterbrannte, sagte er: „Deswegen habe ich mich nie verheiratet.“

Sie sah ihn ganz erstaunt an, mit jenem neugierigen Blick, der, wenn sie ein Geheimnis erfahren wollen, den Frauen eigen ist, die nicht mehr jung sind, und bei denen die Neugierde etwas Ueberlegtes, Kompliziertes, oft etwas Boshaftes an sich hat, und dann fragte sie ihn: „Wie denn?“

Er erwiderte: „D, das ist eine lange Geschichte, zudem eine recht traurige und häßliche Geschichte.“

Seine alten Freunde haben sich oft über die Kälte verwundert, welche das Verhältnis zwischen mir und einem meiner besten Freunde, mit dem Vornamen Julian, annahm. Sie wollten es nicht begreifen, wie zwei innige Freunde, zwei unzertrennliche, wie wir es waren, einander auf einmal beinahe fremd werden konnten. Nun will ich Ihnen den geheimen Grund unserer Entfremdung erzählen:

Er und ich wohnten ehemals zusammen. Wir verließen einander nie, und das Band unserer Freundschaft schien unzerrissbar.

Als ich eines Abends nach Hause zurückkehrte, kündigte er mir seine bevorstehende Vermählung an.

Es gab mir einen Stich ins Herz, wie wenn er mich bestohlen oder verraten hätte. Wenn ein Freund sich verheiratet, ist es gründlich aus mit der Freundschaft. Denn die eifersüchtige Liebe einer Frau, diese unheimliche, beunruhigende und fleischliche Liebe, duldet die kräftige und freie Zuneigung, die auf dem Geist, dem Herzen und dem zwischen zwei Männern bestehenden Vertrauen beruht, nicht neben sich.

Wie tief gegründet auch die Liebe sein mag, welche den Mann mit dem Weibe verbindet, so bleiben sie sich doch im Geist und in der Seele fremd, verehrte Frau; sie führen Krieg miteinander, sie gehören verschiedenen Rassen an; so ergeben sich aus dem Verhältnis mit Naturnotwendigkeit immer Bändiger und Gebändigte, Herren und Sklaven — nie sehen sie einander als ebenbürtig an. Sie pressen sich die Hände, ihre von Liebesglut durchschauerten Hände; aber nie drücken sie sich dieselben in freier und unverbrüchlicher Aufrichtigkeit und mit jenem Drucke, der die Herzen zu öffnen und bloßzulegen scheint, in einem Erguß offener und männlicher Leidenschaft. Wer weise sein will, sollte, anstatt sich zu verheiraten, und, als Trost für seine alten Tage, Kinder zu zeugen, die ihn über kurz oder lang verlassen, eher einen treuen Freund zu gewinnen suchen und mit ihm in jener Geistesgemeinschaft alt werden, wie sie nur zwischen zwei Männern bestehen kann.

Also, mein Freund Julian verheiratete sich. Seine Frau war hübsch und sogar reizend, eine kleine, lebhaftige, mollige Blonde mit gekräuselten Haaren, die ihn anzubeten schien.

Anfänglich gieng ich nur selten zu ihnen, indem ich befürchtete, sie in ihren Zärtlichkeiten zu stören und fühlte, daß ich überflüssig war. Trotzdem luden sie mich immer wieder ein und schienen mich gern bei sich zu haben.

Allmählich ließ ich mich durch den stillen Zauber ihrer gemeinschaftlichen Lebensführung verleiten und speiste häufig bei ihnen, und oft, wenn ich nachts nach Hause zurückgekehrt war, faßte ich den Gedanken, es meinem Freunde nachzumachen und eine Frau zu nehmen, da mir mein leeres Haus nachgerade recht öde vorkam.

Sie aber schienen sich zu lieben und verließen einander nie. Da schrieb mir Julian eines Abends, zum Diner zu ihnen zu kommen. Ich gieng hin. „Mein Lieber“, sagte er zu mir, „ich muß nach Tisch notwendig noch einen Geschäftsausgang machen. Ich werde nicht vor 11 Uhr zurück sein, aber um diese Zeit werde ich bestimmt heimkommen. Nun habe ich darauf gerechnet, daß du Bertha Gesellschaft leistest.“

Die junge Frau lächelte und sagte nach einer Weile zu mir: „Nebrigens habe ich die Idee gehabt, Sie einzuladen.“

Ich drückte ihr die Hand: „Sie sind sehr lebenswürdig“. Und dabei fühlte ich in meinen Fingern einen langen und freundschaftlichen Druck nach, dem ich jedoch weiter keine Beachtung schenkte. Man setzte sich zu Tisch, und genau um 8 Uhr verließ uns Julian.

Sobald er weggegangen war, kam eine sonderbare Befangenheit plötzlich über seine Frau und mich. Wir waren noch nie allein zusammen gewesen, und ob schon unsere Vertraulichkeit mit jedem Tag größer wurde, verjezte uns das Selbsterstehen in eine neue Lage. Ich sprach zuerst von gleichgültigen Dingen, womit man gewöhnlich Verlegenheitspausen auszufüllen pflegt. Sie antwortete nichts. Mit gesenktem Köpfschen und irrendem Blick, den einen Fuß dem Feuer zugekehrt, wie in schweres Nachdenken verfunken, saß sie auf der andern Seite des Kamins mir gerade gegenüber. Als ich mit meinem bedeutungslosen Gerede zu Rande war, schweig ich. Es ist manchmal erstaunlich schwierig, Gedanken ausfindig zu machen und vorzubringen. Und dann fühlte ich das Ungewohnte, das in der Luft lag, das Unsichtbare, ein unsagbares Etwas, die geheimnisvolle

Bottschaft, die uns die verborgenen Absichten, welche eine andere Person uns gegenüber in gutem oder bösem Sinne hegt, unbewußt übermittelt.

Dieses peinliche Stillschweigen dauerte geraume Zeit. Hierauf sagt Bertha zu mir: „Bitte, legen Sie doch ein Scheit ins Feuer, mein Freund; Sie sehen, es ist am Erlöschen“. Ich öffnete den Holzfaß, der am gleichen Orte stand, wie hier der Jhrige, nahm das größte Scheit und stellte es aufrecht auf die übrigen Klöße, die zu drei Vierteln verbrannt waren. Wiederum wurde es still.

Nach Verlauf einiger Minuten lohte das Scheit derart auf, daß unsere Gesichter zu glühen anfingen. Die junge Frau erhob ihre Blide, die mir jetzt seltsam vorkamen, wieder zu mir: „Nun wird es aber doch zu heiß hier“, sagte sie; „auf dem Sofa ist's angenehmer“. Und wir setzten uns aufs Sofa.

Auf einmal fragte sie mich, indem sie mich fest ins Auge faßte: „Was würden Sie thun, wenn Ihnen eine Frau sagte, sie liebe Sie?“

Ich antwortete ziemlich überrascht und verblüfft: „Auf Ehre, ich habe den Fall nicht vorgeesehen und dann . . . das würde eben von der Frau abhängen . . . je nach dem.“

Hierauf begann sie zu lachen; es war ein trockenes, nervöses Lachen, ein hohles Lachen, das den Eindruck hinterläßt, als müßte es seine Gläser zerbrechen können. Dann meinte sie:

„Die Männer sind nie recht kühn, noch recht boshaft.“ Sie schwieg wieder; dann fuhr sie fort:

„Sind Sie auch schon verliebt gewesen, Herr Paul?“

Ich gestand, daß ich verliebt gewesen sei.

„Erzählen Sie.“

Ich erzählte ihr die erste beste von meinen Liebesgeschichten. Sie hörte aufmerksam zu, nicht ohne häufige Zeichen der Mißbilligung und der Geringschätzung. Und plötzlich brach sie aus: „Nein, Sie verstehen die Sache nicht. Wenn's eine Liebe sein soll, die etwas taugt, so muß sie uns, wie mir scheint, das Herz erschüttern, die Nerven spannen bis zum Plagen und das Gehirn durchglühen und versengen; sie muß . . ., wie soll ich mich ausdrücken — gefahrvoll sein, schrecklich sogar, beinahe frevelhaft, verbrecherisch; etwas wie List und Verrat; es wird ihr zum Bedürfnis, heilige Schranken, Sitten und Gesetze, brüderliche und freundschaftliche Bände zu brechen; oder soll das Liebe sein, wenn dabei alles ruhig, geschäftlich, leicht, gefahrlos und geseglich verläuft?“

Ich wußte nicht was antworten, aber im Stillen that ich für mich den philosophischen Ausruf: „Da haben wir das Weibergehirn“.

Wie sie so sprach, nahm sie eine gleichgiltig-scheineinheilige Miene an, und indem sie sich auf die Kissen stützte, lehnte sie sich zu mir herüber, den Kopf auf meine Schulter legend; dabei wurde das Kleid etwas in die Höhe gezogen, so daß der rot-

teidene Strumpf sichtbar wurde, an dem der Feuerglanz von Zeit zu Zeit aufklackerte.

Nach einigen Minuten sagte sie: „Sie fürchten sich vor mir?“ Ich verwahrte mich dagegen. Jetzt lehnte sie sich ganz auf meine Brust herab und sagte, ohne mich dabei anzusehen: „Und wenn ich Ihnen sagte, ich liebe Sie, was würden Sie machen?“ Und bevor ich eine Antwort hätte finden können, hielt sie mit beiden Armen meinen Hals umschlungen, riß sie meinen Kopf an sich und fandte ihre Lippen die meinen.

„Meine liebe Freundin, ich versichere Sie, daß es mir keineswegs angenehm war. Wie! Ich sollte Julian hintergehen? Der Liebhaber dieser tollen, bösen und listigen Kleinen werden, die ohne Zweifel über alle Maßen sinnlich war, und der ihr Mann bereits nicht mehr genügte. In einemfort täuschen und hintergehen, den Verliebten spielen, nur um den Reiz der verbotenen Frucht zu genießen, der Gefahr zu trotzen und an der Freundschaft Verrat zu üben. Nein, das lockte mich durchaus nicht. Aber was sollte ich thun? Joseph bei Potiphars Weib nachahmen? Die Rolle war mir zu dumm und überdies schwierig — bei all ihrer Falschheit war dieses Weib bethörend, verwegen in ihrer Glut, gierig und bebend vor Liebe.“

Mag derjenige, der noch nie auf seinem Mund den tiefgehenden Kuß eines liebenden Weibes gefühlt hat, das bereit ist, sich hinzugeben, den ersten Stein auf mich werfen! . . . kurz, noch eine Minute . . . Sie begreifen, nicht wahr? Noch eine Minute, und . . . ich war . . . nein, sie war . . . entschuldigen Sie, er war's . . . oder vielmehr er wäre es gewesen, . . . wenn nicht plötzlich ein fürchterliches Geräusch uns so erschreckt hätte, daß wir beide aufsprangen.

Das Scheit, meine Gnädige, das Scheit fuhr in den Salon hinaus, warf die Schaufel und den Feuerschirm um, wälzte sich wie ein Flammengischt, steckte den Teppich in Brand und kam endlich unter einem Volsterfessel zur Ruhe, der unfehlbar Feuer fangen mußte.

Ich stürzte wie beseffen hinzu, und während ich den rettenden Feuerbrand mit dem Fuß ins Kamin zurückschleuderte, gieng plötzlich die Thüre auf! Julian trat ein, in fröhlicher Laune. Jubelnd rief er aus: „Ich bin frei, Kinder! Ich habe das Geschäft zwei Stunden früher, als ich erwartete, erledigen können.“

Ja, meine Freundin, ohne das Scheit wäre ich auf frischer That erappt worden. Und nun sehen Sie, welche Folge ich dem Erlebnis gab.

Fortan wußte ich solche und ähnliche Lagen zu vermeiden. Nachgerade wurde ich gewahr, daß Julian mich kalt aufnahm. Offenbar untergrub seine Frau unsere Freundschaft, und allmählich blieb ich ihm fern und wir besuchten einander nicht mehr.

Ich habe mich nicht verheiratet. Sie dürften sich kaum mehr darüber wundern.“

A. V.



Guy de Maupassant.

Ich bin dein und du bist mein.*)

Liebes Herz, das sind die Tage,
— Früher kommt' es ja nicht sein —
Da ich recht von Herzen sage:
Ich bin dein und du bist mein!

Haben uns ja ausgesprochen,
Weggewälzt den letzten Stein,
Und den letzten Bann gebrochen,
Ich bin dein und du bist mein!

Kann in deinem Aug' es lesen
Auf der Stirne klar und rein:
Nie sind wir so eins gewesen,
Ich bin dein und du bist mein!

Don der Liebe wie besüßgelt
Ward dein Wort mir Pfand und Schein,
Und dein Kuß hat es besiegelt:
Ich bin dein und du bist mein!

Eugen Sutermeister.

*) Wir entnehmen dieses und das folgende Stück der Sammlung: „Neue Lieder eines Taubstummen“ von Eugen Sutermeister. Neue Folge der Lieder eines Taubstummen. Im Selbstverlag des Verfassers. (Austlieferung für Deutschland bei H. G. Wallmann in Leipzig). — Klein 89, Wien 1897.